

Mathias Wais

Suchtprävention beginnt im Kindesalter

Erziehung als
Begleitung zur
Eigenständigkeit



MAYER

Mathias Wais

Suchtprävention beginnt im Kindesalter

Mathias Wais

Suchtprävention beginnt im Kindesalter

Erziehung als Begleitung zur Eigenständigkeit

Mit einem Interview von Leonie See

MAYER

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wais, Mathias:

Suchtprävention beginnt im Kindesalter:

Erziehung als Begleitung zur Eigenständigkeit /

Mathias Wais. – Stuttgart ; Berlin : Mayer, 2002

ISBN 3-932386-63-9

ISBN 3-932386-63-9

© 2002 Verlag Johannes M. Mayer & Co. GmbH,
Stuttgart · Berlin

Einbandgestaltung: Laurenz Theinert, Stuttgart

Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

Inhalt

»Wir haben doch alles für ihn getan«	7
Markus kennt keine Probleme	11
Natürliche Herausforderungen	15
Versäumte Entwicklungsschritte	19
Drogengefährdung	22
Die Welt gehört der nachfolgenden Generation ..	27
Was heißt das nun für das Zusammenleben mit Kindern?	29
<i>Vorleben statt Vorschreiben</i>	29
<i>Kontinuierliches Interesse</i>	30
<i>Gemeinsam durchlebte Konflikte stärken die Beziehung, vermiedene Konflikte schwächen sie</i> ...	33
<i>Beim Suchen helfen, nicht beim Finden</i>	36
<i>Kinder müssen Geheimnisse haben können</i>	37
<i>Aktive Teilnahme durch Selbstregulation</i>	38
Schwierigkeiten sind keine Zumutung	44
Die Elternaufgabe: Schutz und Rücksicht zugleich	46
Die Geste des Anfangs	50

Andere Wege der Suchtentstehung 55

Übersicht über zur Zeit gängige Drogen 57

Leonie See

»Seelen, die mehr draufhaben als wir« 60

Ein Interview mit Mathias Wais

»Wir haben doch alles für ihn getan!«

In fünf Minuten ist große Pause. Markus, 9. Klasse Gymnasium einer mittleren Großstadt, holt aus der Innentasche seines Anoraks den Tabakbeutel, Zigarettenpapier und eine kleine Plastiktüte mit zerhackten bräunlichen Blättern darin, die so aussehen wie getrockneter Majoran. Während der Mathe-Lehrer die Hausaufgaben an die Tafel schreibt, dreht Markus unter der Tischplatte einige Zigaretten. In den Tabak mischt er jeweils eine Prise der zerkleinerten Blätter und Blüten des indischen Hanfs. Wenn die Schulglocke läutet, wird er fünf Joints gedreht haben. Hinter der Turnhalle bei einer Hecke trifft sich Markus dann mit einigen Jungen der 8., 9. und 10. Klasse. Ohne Worte drücken sie ihm zwei Euro in die Hand und bekommen dafür je einen Joint.

Man setzt sich ins Gras, zündet die Joints in aller Ruhe an, raucht genüsslich. Die Atmosphäre ist entspannt, friedvoll geradezu. Man sieht vor sich hin, geht inneren Bildern nach.

Einige Mädchen kommen hinzu. Die Szene belebt sich. Man flachst und kabbelt ein wenig. Ein Junge bietet einem Mädchen seinen Joint für einen Zug an. Tief zieht sie ein, lächelt, steckt sich dann eine normale Zigarette an. Ein Junge läßt eine kleine Flasche Chantré kreisen.

Auf dem Rückweg trifft Markus Thommy, 11. Klasse, auf dem Flur. Beide steuern die Jungen-Toilette an. Für sechzig Euro bekommt Markus eine neue Tüte »Gras«. Nach weniger als einer Minute kommen sie wieder heraus und gehen in ihre Klassenzimmer.

Monate später: Markus Mutter holt seine Hosen aus der Reinigung. Die Angestellte legt sie auf den Tisch und, mit einem bedeutungsvollen und höhnischen, aber auch mitleidigen Blick, eine kleine Plastiktüte obendrauf, die kleine bräunliche Krümel enthält. Die Mutter ist wie gelähmt, sie schämt sich, rennt wortlos mit den Hosen und dem Tütchen hinaus. Mit schmerzhafter Deutlichkeit stehen ihr mit einem Mal die Zusammenhänge vor Augen: Seit Monaten kommt ihr Markus verändert vor. Bis dahin war er ein interessierter und viel versprechender Schüler gewesen. Nun ist seine Versetzung gefährdet. Er geht nicht mehr zum Sport; seine Hobbies – Skating und Modellflugzeugbau – hat er aufgegeben. Zu Hause beteiligt er sich nicht mehr wirklich, es gibt auch nicht mehr die anstrengenden, aber lebhaften Diskussionen mit dem Vater über Ausländerpolitik. Er streitet überhaupt nicht mehr. Seltsam widerspruchslos trocknet er das Geschirr ab, wenn die Mutter ihn darum bittet, bringt den Müll in den Hof, reinigt den Kaninchenstall. Ohne Murren dreht er seine Musik leiser, wenn sie den Eltern zu laut ist. In einem ersten Beratungsgespräch faßt die Mutter ihre Beobachtungen in den Satz: »Er ist irgendwie nicht mehr richtig da.«

Natürlich macht sie sich nun große Sorgen, gar nicht in erster Linie aus Furcht, er könnte drogenabhängig werden; vielmehr, weil sie nicht verstehen kann, weshalb Markus sich überhaupt auf den Drogenkonsum eingelassen hat. »Was kann ihm denn fehlen? – Wir sind eine intakte Familie. Mein Mann hat sich – anders als mancher andere Vater – viel mit dem Jungen beschäftigt. Wir haben versucht, ihm seine Kindheit harmonisch zu gestalten, haben ihm doch alle Möglichkeiten geschaffen, sich zu entfalten. – Vor ein paar Jahren war mein Mann kurzzeitig arbeitslos. Wir haben es die Kinder nicht merken lassen, obwohl wir vor großen finanziellen Problemen standen. Das Haus war noch längst nicht abbezahlt. Trotzdem sind wir mit den Kindern weiterhin in Urlaub gefahren, haben ihnen Bali, Tunesien, Malta gezeigt. – Markus hat doch alles gehabt. Er war unser unerwartetes, aber mit großer Freude und Liebe aufgenommenes Nesthäkchen. Wir haben Opfer gebracht, gerade für ihn. Bis heute fahre ich ihn jeden Morgen zur Schule, weil ich nicht will, daß er in der stickigen Luft des überfüllten Busses seinen Tag beginnt. Es ist ein Umweg für mich, aber ich tue das gern für ihn. Noch zum letzten Geburtstag haben wir uns das Geld für eine teure Armbrust vom Munde abgespart, die er sich so sehr gewünscht hat. Jetzt staubt sie auf seinem Kleiderschrank ein. – Wir haben nie vor den Kindern gestritten. Wir sind der Meinung, daß Kinder das Bild haben sollen, daß Vater und Mutter sich gut verstehen.

Als Markus auf dem Gymnasium, auf dem er zuerst war, unter einem sehr ungerechten Mathe-

matiklehrer zu leiden hatte – das war noch ein Pauker vom alten Schlag –, haben wir alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit er auf das andere Gymnasium wechseln konnte. Wir haben immer versucht, ihm Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Im Kindergarten damals war er zunächst ein wenig in einer Außenseiterrolle. Ich weiß nicht, warum das so war, aber ich habe daran gearbeitet, daß es anders wurde. Und es wurde anders. Kinderfeste habe ich organisiert, habe Mütter der anderen Kinder angesprochen und sie gebeten, dafür zu sorgen, daß Markus auch eingeladen wurde. – Was hätte ich denn noch tun sollen?«

Markus kennt keine Probleme

Der Fall Markus ist durchaus typisch. Fast jeder dritte männliche Jugendliche zwischen zwölf und achtzehn Jahren hat zumindest vorübergehend Kontakt mit Drogen wie Marihuana, Haschisch, Crack, LSD und Ecstasy. Daß die meisten von ihnen, nämlich 95 %, damit auch wieder aufhören, ist sicher kein Grund, die Situation für harmlos zu halten.

Was in der Erziehungsberatung allerdings zunächst auffällt, ist dies: Es sind immer nur die Eltern, die damit ein Problem haben. Die Betroffenen selbst sehen nicht nur im Haschischkonsum kein Problem, sondern sie erscheinen überhaupt merkwürdig unbelastet von Problemen, fast heiter. Sie sehen sich überhaupt nicht als hilfsbedürftig.

Die Not der Eltern ist groß. Rezepte gibt es keine, aber als Erziehungsberater wünschte man sich allerdings, daß die Eltern schon sehr viel früher gekommen wären. Dann hätte man vielleicht ein paar Gesichtspunkte zur Prävention einbringen können.

Um solche Gesichtspunkte hier entwickeln zu können, möchte ich zunächst das Gespräch mit Markus zusammenfassen.

Markus zeigt sich durchaus gesprächsbereit und freundlich, obwohl er ja gar nicht auf eigenen

Wunsch, sondern auf Drängen der Mutter zur Erziehungsberatungsstelle kommt. Gelassen, fast fröhlich, eigentümlich naiv bereitwillig, erzählt er von der täglichen Joint-Runde hinter der Turnhalle. Es gehe ihm gut. Es sei für ihn alles in Ordnung.

Probleme mit den Eltern? – Überhaupt nicht. Es gebe keinen Streit zu Hause. Wenn er etwas brauche oder wolle, bekomme er es meistens. Da seien auch keine Verbote oder Festlegungen, die ihn einengen könnten, in bezug auf Parties und so. Kein Problem. Klamotten – auch alles da.

Probleme in der Clique? – Nein, wieso?

Mädchen? – Er lacht: »Später.«

Im weiteren Verlauf des Gesprächs zeigt sich ein eigentümlicher Widerspruch. Die Joints würden ihm helfen, den Alltag zu vergessen, sagt er. Da könne er entspannen. Es sei halt so ein Glücksgefühl. Der Joint gebe eine gelassene Distanz zu den Dingen. Wenn er mit den anderen zusammen rauche, gelte nur das Hier und Jetzt. Alles andere werde unwichtig.

»Bleibt die Frage, Markus, weshalb du den Alltag vergessen willst, wenn er doch andererseits, wie du erzählt hast, so unproblematisch und konfliktfrei ist.« Markus grinst erst, zuckt mit den Schultern. Mit einem Mal erscheint er dann aber wie ausgewechselt: Sein Gesicht ist jetzt aschfahl, er wirkt plötzlich abgespannt. Meine Frage ärgert ihn, und er will das Gespräch beenden. – »Gut«, sage ich, »sprechen wir also das nächste Mal über das Problem, daß du keine Probleme hast.« – Wütend und ängstlich zu-

gleich sieht er mich an, nimmt wortlos den Terminzettel und geht.

Nun, in diesem Fall ist es gut gegangen. Markus ist wieder gekommen, und wir kamen über viele Wochen in eine lebhaftere Auseinandersetzung.

Was liegt hier eigentlich vor? Da erlebt einer eine konflikt- und problemfreie Kindheit. Eltern, die Clique, Schule, Mädchen – alles kein Problem. Trotzdem will er »den Alltag vergessen«. Wie ließe sich allenfalls dieser Widerspruch auflösen? Was könnte seine problemfreie Kindheit und Jugend mit dem »Glücksgefühl« zu tun haben, das er bei aller Reibungslosigkeit offenbar nur über die Droge bekommen zu können meint?

Markus hat keine Fragen – nicht an seinen Lebensweg, nicht an seine Eltern, nicht an die Phänomene unserer Zeit – nicht mehr. Er scheint auf eine beängstigende Weise zufrieden. Auch daß er innerhalb eines Schulhalbjahres mit seinen Noten vom Zweier-Niveau auf ein Fünfer-Niveau gerutscht ist, ist für ihn kein Problem. »Geh ich eben jobben, an der Tankstelle oder so.« (Die Mutter hatte berichtet, daß er noch vor kurzem Tierarzt werden wollte. Sie hatte ihm deswegen noch in den letzten Sommerferien im Tierpark eine Aushilfsstelle besorgt).

Da sucht einer das »Hier und Jetzt«, wie er sagt, in der Droge, unmittelbare Gegenwärtigkeit also, und verschließt sich doch gleichzeitig vor dem, was die Gegenwart bietet und fordert, träumt sich weg aus den Anforderungen, die Kindheit und Jugend

doch auch beinhalten. Da ist eine Welt schon am untergehen, bevor sie noch so recht aufgegangen ist.